

encore considérable. Madame de Staël, Voltaire et le peintre Conrad Witz, parmi beaucoup de célébrités, attestent la variété des articles pourtant arrêtés à 1798.

En troisième partie, l'histoire spéciale par époques regroupe commodément une abondante matière. Elle permet notamment de mettre en valeur la magnifique publication des Registres du Conseil (1409–1536), et de regrouper plus de cent-vingt articles et ouvrages relatifs à l'Escalade de fameuse mémoire. Cette remarquable bibliographie est pareille à la vue cavalière qui orne la jaquette de sa couverture. Elle permet de survoler l'histoire de Genève, en admirant les maisons sagement classées par rues; grâce à l'auteur et à ses notations, nous pouvons soulever le toit d'un bon nombre d'immeubles pour en apprécier les richesses, parmi lesquelles figurent en bonne place des relations internationales étendues.

Neuchâtel/Suisse

Jean Courvoisier

Dagobert D. Runes: *The Jew and the Gross*. New York (Philosophical Library) 1965. 94 S., geb. \$ 2.75.

Dieses Buch will eine Anklageschrift gegen die Christen sein. Eine Anklageschrift darf und soll einseitig sein, besonders wenn sie als Monolog verfaßt ist wie hier. Jeder Historiker würde es sogar begrüßen, neue Dokumentationen zu diesem Thema von jüdischer Seite zu bekommen, um einschlägige Sündenregister, die ihren Platz in den meisten Handbüchern für Kirchengeschichte schon längst gefunden haben, zu ergänzen. Aber leider stellt dieses Buch keine differenzierte Anklageschrift dar. Das Thema des Judenhasses seitens der Christen beherrscht die ganze Arbeit und wird eher besungen als behandelt. Daraus hätte eine Elegie (im wahren Sinne des Wortes) entstehen können, und niemand würde an der dichterischen Freiheit Anstoß nehmen. Aber warum muß in dieser Arbeit die prosaische Geschichte ständig als Zeuge herangezogen und nicht selten mühsam vergewaltigt werden? Um die Wurzeln des „christlichen Hasses“ aufzuzeigen, hätte der Verfasser bestimmt nicht nötig gehabt, das überlieferte NT als „eine von Antisemitismus strotzende, vatikanische Fassung aus dem IV. Jh.“ abzutun und es „die Schreiber des Bischofs von Rom“ verfertigen zu lassen. Daß diese angeblich antisemitische Einstellung des NT ausgerechnet als Produkt der von den Kirchenvätern in den drei ersten Jahrhunderten unserer Ära getriebenen Judenhetze anzusehen sei, zählt zwar zu den originellsten Auffassungen dieses Buches, wird aber dadurch nicht richtiger und kann wenig dazu beitragen, eine sachliche Ebene des Gesprächs zu schaffen, auf das im Übrigen der Verfasser ausdrücklich verzichtet. Das Thema der Judenverfolgung ist m. E. zu ernst, um mit der historischen Unbekümmertheit (oder gar Voreingenommenheit) eines Essays behandelt zu werden. Dem auserwählten Volk Gottes ist im Laufe der Geschichte viel Unrecht und viel Leiden im Namen Christi und vieler anderer widerfahren. Des Verfassers Vorstellung aber, die Christenheit müsse den Kern der evangelischen Botschaft aufgeben, um dem Antisemitismus den Boden zu entziehen, mißversteht – man möchte fast meinen geflissentlich – ebenso diese Botschaft wie sie an der Frage der allgemeinen soziologischen Voraussetzungen und Mechanismen des Antisemitismus vorbeigeht.

Niederpleis/Siegburg

A. de Santos Otero

Alte Kirche

Franz-Norbert Klein: *Die Lichtterminologie bei Philon von Alexandrien und in den hermetischen Schriften*. Untersuchungen zur Struktur der religiösen Sprache der hellenistischen Mystik. Leiden (Brill) 1962. X, 232 S., geb. Gld. 22.–.

Franz-Norbert Klein untersucht die Art, in der bei Philon und im Corpus Hermeticum Wesen und Wirken der Gottheit mit den Begriffen „Licht“ und „Er-

leuchtung“ umschrieben wird. Es handelt sich um die fleißige Arbeit eines klugen Verfassers. Will man das Lob genauer abgrenzen, das man dem trefflichen Buch gern zukommen läßt, so wird man sich dem Stil, der Begriffswelt und der Fragestellung zuwenden.

Der Verfasser bemüht sich sichtlich um die Genauigkeit seiner Aussagen. Er nimmt in Kauf, daß ihn solches Bemühen zur Bildung umfänglicher Sätze zwingt. Geschickt benutzt er die Möglichkeiten der Satzerweiterung, die die deutsche Grammatik bietet, um auch weniger wichtigen Satzinhalt so präzise wie möglich zu formulieren. Das kommt nicht von ungefähr. Denn war es sein Thema oder war es die Gewohnheit vieler oder was sonst, sie haben ihn jedenfalls zur Wahl vielgebrauchter und bedeutungsreicher Ausdrücke veranlaßt. Aber wer mag ihm das zum Vorwurf machen? Sind doch viele der Meinung, daß es richtiger sei, sich der allgemeinen Sprachsitze zu fügen, als starrsinnig zu fordern, daß Begriff und Inhalt bei den Wörtern oder Denklogik und Sprachlogik bei den Sätzen übereinstimmen müsse. Der Leser wird die Absicht des Verfassers schließlich doch erahnen, wenn er beispielsweise schreibt: „Gerade weil die dualistische Lichtterminologie in der politischen Sprache nicht verwendet ist, hat es sich erwiesen, daß sie zur religiösen Sprache des Hellenismus gehört und vorwiegend in der spekulativen Literatur der nicht monistischen, also dualistischen oder doch latent dualistischen Gruppe anzutreffen ist, während die erzählende Literatur auch die konkreten Lichterscheinungen kennt.“

Besondere Selbständigkeit zeigt die Untersuchung bereits am Anfang, bei der Definition der zentralen Begriffe. Dies ist darum dankenswert, weil diese Begriffe auch sonst, freilich in etwas anderem Sinn gebraucht werden. Auch der Gebrauch durch die untersuchten Schriftsteller hätte zu Mißverständnissen führen können. Das sei am Symbolbegriff erläutert: „*Symbol* ist immer im engen Sinn verstanden, d. h. als dingliche repräsentatio eines ihm strukturverwandten, doch nicht identischen höheren Gemeinten.“ Philon versteht unter Symbol etwas ganz anderes, nämlich das Moment einer Textaussage, in dem das vom Text Gesagte und das vom Text Gemeinte zusammentreffen; daher der Name. Ungemein lehrreich ist auch die Bestimmung zweier anderer Begriffe; „*Synonym* oder *technischer Terminus*“ werden von einer gemeinsamen Definition umgrenzt. Offensichtlich sind beide Begriffe synonym. Die Wortbedeutung allerdings gäbe das, würde sie befragt, nicht zu. Denn das Prädikat „Synonym“ käme nach ihr zwei Begriffen zu, das Prädikat „technischer Terminus“ nur einem; die beiden Begriffe könnten somit aus logischen Gründen nicht synonym sein. Aber keine Logik kann einem Verfasser das Recht nehmen, zwei sonst verschiedene Begriffe auf dem Weg der Definition für identisch zu erklären und ihnen einen neuen Inhalt zu geben.

Denn die Wörter lehnen sich, werden sie nicht durch Definitionen gebändigt, gegen den Verfasser auf und versuchen, mit ihren Bedeutungen ihm Schwierigkeiten zu machen. Auch dafür ein Beispiel, der platonische oder gnostische Dualismus. Dabei handelt es sich übrigens um einen wirklichen Terminus technicus. Denn es existiert eine Gruppe von Inauguraldissertationen und ähnlichen Abhandlungen, in denen heißt die Gegenüberstellung geistiger Wirklichkeit und körperlicher Scheinwelt Dualismus, ohne Rücksicht darauf, daß in dem zugrundeliegenden Weltbild nichts ist als das Sein, daß es sich also vielmehr um extremen Monismus handelt. Das ist eine Gewohnheit, die zumeist ohne Folgen bleibt; man weiß ja, was gemeint ist. – Aber was geschieht, wenn der technisch gebrauchte platonische „Dualismus“ mit einem echt dualistischen Weltbild, etwa dem des Manichäismus verglichen wird? Dann geraten die beiden Redeweisen, die technische und die sinngemäße, zwangsläufig durcheinander. Eben das läßt sich aber in einer Arbeit über die Lichtterminologie nicht vermeiden. Die Verwirrung, die dabei entsteht, wird gewöhnlich mit Reitzensteins großem Namen zugedeckt. So auch hier.

Doch wirkt sich die durchgängige Abhängigkeit von veralteten religionsgeschichtlichen Hypothesen nicht so folgenreich aus, wie man befürchten könnte. Das liegt an der Fragestellung. Die beiden hauptsächlich untersuchten Textgruppen, die

Schriften Philons und das Corpus Hermeticum, haben zwar nicht viel miteinander gemein, aber immerhin das, daß sie beide vom religiösen Platonismus abhängig sind. Man könnte durchaus die Frage aufwerfen – und das ist nicht selten geschehen – wieviel Philon eigentlich in den Hermetischen Schriften enthalten sei. Für den Bereich seiner Untersuchung erklärt der Verfasser aber diese Aufgabe für unlösbar, und er hat, was seine Fragestellung angeht, auch dabei recht. Das liegt weniger an den Gründen, die er angibt, als vielmehr an seiner Fragestellung und seiner Untersuchungsmethode. Denn mit der Beschränkung auf die Lichtterminologie in zwei platonisierenden Textgruppen hat er bereits festgelegt, welche Eigenschaft seine Texte haben. Sie müssen jetzt in den Bildern des natürlichen Lichts vom göttlichen Licht reden. Das Ergebnis liegt fest; der Verfasser kann nichts anderes mehr tun, als prüfen, ob das Ergebnis zutrifft, das er mit seiner Fragestellung festgelegt hat. Denn wenn man fragt, in welcher Weise platonisierende Texte vom göttlichen Licht reden, ganz gleich, wann und wo sie geschrieben sind, dann muß herauskommen, daß „bei Philon, den Hermetikern und den übrigen zitierten Texten eine Identität von physischem Licht und göttlichem ‚Licht‘ nicht besteht.“ Selbst grundlegende Mißverständnisse können das Ergebnis nicht mehr beeinflussen; der Hauptertrag dieser Arbeit ist völlig überzeugend.

Kiel

Heinrich Kraft

Olof Gigon: Die antike Kultur und das Christentum. Gütersloh (Gerd Mohn) 1966. 181 S., kart. DM 19.80.

Eigenart und Vorzüglichkeit des Buches von G. liegen in sich selbst begründet; aber natürlich ist man geneigt, immer wieder einen vergleichenden Blick auf das Werk von C. Schneider, Geistesgeschichte des antiken Christentums, 2 Bände, München 1954, zu werfen. G. lehnt Schneiders Ausgangspunkt und Interpretation scharf ab (S. 16; 156, Anm. 234: „unvorsichtig wie immer“; 163: „noch absurder . . .“). Das Recht zu solcher Kritik wird man gern anerkennen, wenn man die Ausführungen und Argumentationen auf beiden Seiten gegeneinander abwägt.

G. will orientieren und ein Gesamtbild des Problems „Antike und Christentum“ entwerfen. Als seine zwei Voraussetzungen nennt er die Thesen, daß geschichtliche Leistungen von Minderheiten ausgehen und daß die Religionsgeschichte eine Disziplin eigener Art ist, bestimmt durch die Vorentscheidung, ob es einen Bereich des Göttlichen gibt, oder ob sich die Religionen auf Ängste und Sehnsüchte des Menschen reduzieren lassen. Das Verhältnis zwischen antiker Kultur und Christentum wird in zwei ungleich großen Teilen dargestellt, zuerst historisch und dann zusammenfassend systematisch. Es gelingt so, die ungeheure Fülle des Materials zu überschauen und nicht in den einzelnen Problemen stecken zu bleiben. Ausgangspunkt der historischen Behandlung ist das für das Imperium Romanum entscheidende Jahr 168/167 v. Chr.; als Endpunkt der Auseinandersetzung zwischen Antike und Christentum ist gewählt Augustins De civitate dei (426), das letzte große Dokument, in dem Platonismus und Christentum als die eigentlichen Partner des Streitgesprächs zu Wort kommen. In der systematischen Betrachtung finden vor allem drei Momente Beachtung: das geschichtliche Ereignis, von dem das Christentum ausgeht, die christliche Theologie, die von vornherein die Diskussion mit der griechischen Philosophie sucht und schließlich die christliche Lebensform in Gemeindeorganisation, Lebensführung und Kult.

Das Christentum ist in eine Welt eingetreten, die in jahrhundertelanger Entwicklung ihre politische Struktur gewonnen hat, geistig durch die Philosophie geprägt war, Dichtung und Wissenschaft besaß und eine Vielfalt von Religionen umschloß, angefangen von der klassischen Religion bis zum Kaiserkult und zu den spätantiken Mysterienreligionen. G. zeichnet die charakteristischen Züge dessen, was das Christentum hier vorfand. Immer wieder gibt es dabei Gelegenheit, Übertreibungen und falsche Einschätzungen zu korrigieren. Die gern als altchristlich betrachtete Ablehnung von Naturphilosophie und Naturwissenschaft ist altsookratische Tradition